

An taube Ohren der Geschlechter

Endlich gibt es wieder eine Ausgabe früher Huchel-Gedichte

Von Sabine Brandt

Für die Jüngeren unter uns sieht es so aus, als sollten wir Peter Huchels Gedichte in umgekehrter Reihenfolge kennenlernen – die späten zuerst, die frühen zuletzt. Zwar hat es, von Vorkriegsveröffentlichungen abgesehen, 1948 einen Band „Gedichte“ in Ostberlin, 1949 eine Lizenzausgabe in Karlsruhe gegeben, aber sie sind längst vergriffen und vergessen. Wer nicht ein Leser der von Huchel redigierten Ostberliner Kulturzeitschrift *Sinn und Form* gewesen ist – und das waren in Westdeutschland nur wenige –, der ist dem Dichter erst begegnet, als 1963 sein Gedichtband „Chausseen, Chausseen“ erschien. Die Sammlung bot eine Auswahl aus dem Schaffen der reifen Mannesjahre. Was der junge Huchel geschrieben hatte, blieb im Dunkeln, bis in diesen! Jahr ein neuer Band die Verse auch jener Periode vorstellte –

Peter Huchel: „Die Sternenreuse“, Gedichte 1925–1947; R. Piper & Co. Verlag, München ; 93 S., 9,80 DM.

Das Charakteristische der Gedichte, die diesen Band beherrschen, hat vor Jahren einmal Johannes Bobrowski hervorgehoben, als er auf die Interviewerfrage, welcher unter den lebenden Dichtern ihn beeinflusst habe, folgende Antwort gab: „Peter Huchel natürlich! In der Gefangenschaft habe ich zum erstenmal ein Gedicht von ihm gesehen, in einer Zeitung, und das hat mich ungeheuer beeindruckt. Da habe ich es her, Menschen in der Landschaft zu sehen, so sehr, daß ich bis heute eine unbelebte Landschaft nicht mag. Daß mich also das Elementare der Landschaft gar nicht reizt, sondern die Landschaft erst im Zusammenhang und als Wirkungsfeld des Menschen.“

Hüchels Landschaft ist die Mark Brandenburg. 1903 in Lichterfelde, vor den Toren Berlins, geboren, wuchs er auf dem Bauernhof des Großvaters im märkischen Alt-Langerwisch heran, und was die Mark ihm an lebendigen Eindrücken gegeben hatte, das zahlte er ihr an sensibler Darstellung zurück: „Wendische Heide, weißes Feuer, / du Bütte Gold und Mittagsspuk, / die Grille huschte, schrillte scheuer / am Stein, der keinen Schatten trug ... / Moosgrünes Fenn und Erlenruten, / der Bach, die letzte Tränke kam, / und weithin gelbe Ginstergluten, / wo stachlig hing der schwarze Bram.“

Aber, wie Bobrowski andeutete, der Dichter der märkischen Zeit war kein Naturlyriker. Heide, Kiefernwälder, Brombeerdickicht, Schafherden, Unken im Luch, das alles bezeichnet den Rahmen, das Wirkungsfeld für die Menschen, die in der Mark zu Hause sind oder waren, die ihr Gesicht gaben und Geschichte. Die Menschen, die durch diese Gedichte gehen, hätten ohne ihre Landschaft kein Leben, sowenig wie die Landschaft ohne sie. Die Magd: „Ein Nußblatt wegs die Magd

zerreibt, / daß grün der Duft im Haar mir bleibt. / Riedgras saust grau, Beifuß und Kolk. / Im Dorf ruht müd das Hühnervolk. / Schon klinkt sie auf das dunkle Tor. / Wir tappn in die Kammer vor, / wo mir die Magd, eh sie sich labt, / das Brot brockt und den Apfel schabt.“ Der alte Knecht: „Auf dem Breite über dem Herd / trocknen noch seine Kürbiskerne. / Aber ein anderer schirrt morgens das Pferd, / dengelt und wetzt und senst die Luzerne. / Hinter dem nebelsaugenden Strauch / wartet verlassen die Weidenreuse. / Abends, über des Flusses Rauch, / flattern wie immer die Fledermäuse.“ Der Hirt aus wendischen Zeiten: „Uralter Hirt, dein Volk zu hüten, / gingst du im Staub der Herde nach, / die lautlos zog, wo Wachen glühten / im öden Halmfeld heiß und brach.“

Es fällt auf, daß Huchel sein Kindheitsland mit armen Leuten bevölkert, Hofgesinde, Bettlern, wandernden Kesselflickern, „*landlosen Schnittern und Kossäten*“. Vom Formalen her gesehen, gewinnen die Verse dadurch einen besonderen Reiz. Denn das Zusammenspiel von skurrilen Gestalten, Volksaberglauben, Spinnstubenlegenden mit der geheimnisträchtigen Kargheit märkischer Landschaft gibt dem Kosmos, den der Dichter nachzubilden sich bemüht, Kontur und Farbe.

Doch ist Huchel nicht von ästhetischen, sondern von sozialen Impulsen zu dieser Art der Darstellung getrieben worden. Ihn schmerzte, daß die schlichten Hüter seiner Knabenwelt, denen er die Erziehung der Gefühle dankt, so wenig teilhatten an den Früchten ihrer Mühen. In einem gleichnishaften Gedicht vom Hirtenzug nach Bethlehem läßt er die armen Leute zweifelnd vor der Verheißung der Krippe stehen: „Gras, Vogel, Lamm und Netz und Hecht, / Gott gab es uns zu Lehen. / Die Erde aufgeteilt gerecht / wir hätten’s gern gesehen.“

Aber der lyrische Tribut an die Armen ist nicht nur später Dank und sozialer Protest. Hier drückt sich eine Erfahrung aus, die über die geschilderte Vergangenheit hinausgeht. Der Erkenntnisprozeß, der nötig war, um den Zauber der märkischen Welt aus dem Gefühl ins Bewußtsein zu heben, hat zugleich diesen Zauber verschlungen. Das konfliktlose Einssein mit Natur und Kreatur wich dem Wissen von Gut und Böse.

Dem märkischen Zyklus folgen Verse, die Eindrücke einer Frankreichreise wiedergeben, und ein Bündel Impressionen, hervorgerufen durch die Betrachtung von Naturphänomenen und durch Beobachtung alltäglicher Kleinigkeiten. Und obwohl Verarbeitung und Timbre der Sprache unverändert erscheinen, spürt man sogleich, daß der Dichter hier nur angeregt, nicht engagiert ist.

Ähnlich ist es mit seiner lyrischen Antwort auf die zwölf Hitlerjahre, von der der Band „Sternenreuse“ vier Proben darbietet. Huchel ist kein politischer Dichter. Politik kann in seinen Versen nur wirksam werden in ihrer existentiellen Funktion, als Bedingung, unter der sich menschliches Dasein vollziehen muß. So nimmt es nicht wunder, daß überall dort, wo Protest, Deklaration, Anklage formuliert werden, die formale Schönheit des Gedichtes leere Hülle bleibt. Unter den angebotenen Gedichten

ist nur eines, 1933 entstanden, in dem Huchel – im Wortsinne – Anteil nimmt und das, über den gegebenen Anlaß hinaus, eine historische Perspektive entwirft: „Späteste Söhne, rühmet euch nicht, / einsame Söhne, hütet das Licht. / Daß es von euch in Zeiten noch heißt, / daß nicht klirret die Kette, die gleißt, / leise umschmiedet, Söhne, den Geist.“

Erst wo die objektiven Gegebenheiten jener Zeit im subjektiven Erleben wiederholt wurden, in den Erschütterungen des Krieges, fand Huchel zur unmittelbaren Aussage zurück. In seinem Gedichtkreis „Der Rückzug“ fügt er aus Angst, Zerstörung, Heimatlosigkeit, Tod ein Gemälde des Friedhofs Europa, auf dem die Hoffnung einer Epoche zu Grabe fuhr.

Vielleicht war es die dunkle Sehnsucht nach der Wiederherstellung einer heilen Welt, die Huchel nach dem Kriege in seinen größten Irrtum trieb. Nicht durch politisches Engagement, aber aus sozialer Neigung links orientiert, war er geneigt, in der Bodenreform der SED den Beginn einer gerechteren, menschenwürdigen Ära zu sehen. Er begann ein Verswerk, „Das Gesetz“, das in Form einer Chronik des Dorfes Wendisch-Luch die Entwicklung vom Kriegsinferno bis zum verwirklichten Frieden nachzeichnen sollte. Das Werk blieb ein Torso. Angesichts der Verse, die – thematisch verstanden – dem Höhepunkt entgegenstrebten („*Reiß um den Grenzstein des Guts! / Deine Pfähle schlag ein, / ackersuchendes Volk!*“), spürte Huchel, daß die platte Realität ihre lyrische Wiedergabe längst erstickt hatte. Er verwarf seine Arbeit. übrig blieben nur die Strophen der Exposition, „Bericht des Pfarrers vom Untergang seiner Gemeinde“, „Wendisch-Luch“, „Der Treck“, die ihrem Habitus nach den Kriegsgedichten zugerechnet werden können und von Huchel bei der Zusammenstellung seiner Gedichtbände auch dort eingeordnet worden sind.

Der Fehlschlag von „Das Gesetz“ markiert den entscheidenden Wendepunkt in Huchels Schaffen. Auf einer neuen, höheren Ebene wiederholte sich, was sein märkischer Zyklus ausgedrückt hatte: War er einst aus dem Kindheitstraum hinausgetreten, so trat er nun aus dem Schatten der Glückspropheten, bereit, die Welt ohne den Trost einer Verheißung zu bestehen.

Themen und Formen der späten Periode belegen die große Wandlung. Oberflächlich gesehen, behandeln die Gedichte des -Bandes „Chausseen, Chausseen“ das alte Sujet: Landschaft in ihrer Eigenart und als menschliches Wirkungsfeld, nun aber nicht mehr nah und vertraut, sondern fern, exotisch. Es ist nicht der Zufall persönlichen Erlebens, der die Fremde um lyrischen Schauplatz macht. Mit den griechischen Inseln, italienischen und französischen Städten und Küsten, mit den Fischern, Hirten und den Figuren südeuropäischer Mythen gewinnt die beschriebene Welt eine andere, größere Dimension; die Grenzen sind ausgelöscht. Die Elemente der Landschaften lassen keine assoziativen Erinnerungen mehr zu, sie sind nicht Gleichnis, sondern Zeichen, Wegmarken sich vollziehender wie längst gelebter Schicksale: „Hinab den Pfad, / wo an der Distel / das Ziegenhaar weht. / Siebensaitig tönt die Kithara / im

**Sirren der Telegraphendrähte. / Bekränzt von welligen Ziegeln / blieb eine Mauer. /
Das Tongefäß zerbrach, / in dem versiegelt / der Kaufbrief des Lebens lag.“**

Hier deutet sich an, welchem Bereich Huchel sich schließlich näherte. Seine letzten Gedichte (jüngere als die des „Chausseen“-Bandes sind noch nicht bekannt) speist er aus antiken Motiven; er hat, mehr als drei Jahrzehnte nach dem märkischen Zyklus, zur Quelle der Humanitas gefunden. Aus ihr gewinnt er Maß und Gegenbild für die heillose Zeit und Stärke für seine einsame Position. Es ist nicht Resignation, sondern der Schmerz eines aus Jahrtausenden geschöpften Wissens, wenn Huchel, auch sein Lebenswerk überblickend, konstatiert:

Polybios berichtet von den Tränen,

die Scipio verbarg im Rauch der Stadt.

Dann schnitt der Pflug

durch Asche, Bein und Schutt.

Und der es aufschrieb, gab die Klage

an taube Ohren der Geschlechter.

COPYRIGHT: ZEIT ONLINE

ADRESSE: <http://www.zeit.de/1967/49/an-taube-ohren-der-geschlechter>